Höfische und höfliche Anekdoten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 37

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645140

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

gungstempo zu verstehen, das dem Betreffenden am besten liegt, und das er bei jeder Beschäftigung unwillkürlich anschlägt. Und vielleicht kommt auch davon das „wahnsinnige" Tempo, das wir seit der „Umwertung aller Werte", resp. seit der „Gleichstellung der Frau" eingeschlagen haben und das mir, wie ich offen eingestehe, gar nicht liegt. Und ich begreife jetzt auch, warum manche Schönheit eine so lockere Hand hat.

Allerdings, das Tempo allein macht auch nicht alles. So hat z. B. Berlin, die vorbildliche „Tempo-Hauptstadt", trotzdem es, genau so wie wir, den Bären im Wappen führt, noch heute keinen Bärengraben. Während aber unser Bärengraben schon so alt ist, daß es Leute gibt die da behaupten, der Bärengraben wäre schon vor der Stadtgründung vorhanden gewesen, kam das um nur hundert Jahre jüngere Berlin erst anläßlich seiner Siebenhundertjahrfeier auf die Idee, seinem Wappentier zu Ehren einen Bärengraben einzurichten. Jetzt geht's allerdings in einem für uns etwas schwindeligem Tempo. Kaum, daß die ersten Anregungen erklangen, stellte auch schon Oberbürgermeister Lippert ein sehr schönes Terrain zur Erbauung des Bärengrabens zur Verfügung. Es liegt dies an der Stelle des kürzlich abgebrochenen Zirkus Busch, mitten zwischen Bahnhof und Börse. Und heute wird wohl schon am Graben, der ganz nach dem Muster unseres Bärengrabens eingerichtet werden soll, eifrig gegrabt. Schwieriger und langwieriger dürfte wohl die Besiedelung dieses Bärengrabens werden. Denn die Berliner brauchen doch unbedingt reinrassige, teutonisch-arische Wappentiere in ihrem Zwinger. Und deshalb glaube ich auch, daß die Befürchtungen einer mir bekannten Dame, die wahrscheinlich nicht sehr gut auf die Berliner zu sprechen ist, und die meint, die Stadt Berlin werde unseren Gemeinderat um Bären anbetteln, ziemlich grundlos sind. Führt doch der Stammbaum unserer Bären in die Karpathen, Ardennen und sonst nicht rein deutsche Gegenden zurück. Und walachische, polnische oder gar bolschewistische Bären werden sich die Berliner auch nicht aufbinden lassen. Da aber nun die teutonischen Bären schon längst ausgestorben sind, wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als erst eine gleichgeschaltete, arische Bärenrasse zu züchten und darüber wird wohl, wie ich nach meinen allerdings nicht einwandfreien biologischen Kenntnissen vermute, noch ziemlich viel Wasser durch die Spree hinunter laufen. Aber, schließlich ein nicht ganz tadellos bestammbaumter Bär ist eben nichts für einen Berliner Bärengraben.

Denn die Hauptsache ist eben der nachgewiesene Stammbaum, sowohl beim Bären, wie auch beim Menschen, der Name allein ist Schall und Rauch. So heiratete kürzlich in New Orleans ein Herr James Shakespeare ein Fräulein Gloria Goethe. Und Herr Shakespeare, der Autoschlosser ist, verwahrte sich entschieden dagegen, daß es unter seinen Ahnen je einen Wanderkomödianten, namens William Shakespeare, gegeben hätte. Fräulein Gloria aber, die einer Tankstellenfamilie entsproß, erklärte selbstbewußt, noch nie etwas von einem deutschen Dichter Goethe gehört zu haben, und übrigens stamme sie aus der Tschechoslowakei, also sei eine Verwandtschaft mit diesem, falls er doch existieren sollte, ganz ausgeschlossen.

Und letzthin las ich eine wunderhübsche Studie über Liebesbriefe. Darin erklärt der Verfasser, daß ein mit der Maschine getippter Liebesbrief nur das Zerrbild eines Liebesbriefes sei, ein Liebesbrief muß unbedingt mit der Hand geschrieben werden. Der schönste Liebesbrief der letzten 4000 Jahre sei aber überhaupt mit gar nichts geschrieben worden. Und diesen Liebesbrief sandte Kleopatra an Julius Cäsar. Die damals 18jährige ägyptische Königin ließ sich einfach in einen Papyros einrollen und die Rolle durch die ägyptische Post zu Cäsar befördern. Und der Verfasser setzt noch hinzu, daß dieser ungeschriebene Brief trotzdem Hand und Fuß und sogar einen klassischen Stil aufwies, dessen werbender Kraft selbst ein Julius Cäsar nicht widerstehen konnte, denn Kleopatra war eben eine klassisch schöne Frau und Cäsar war für Frauenreize absolut nicht unempfindlich.

Christian Luegguet.

Höfische und höfliche Anekdoten

Die Königin Elisabeth von England, die als Schönheit galt, liebte es, wenn ihr Komplimente gemacht wurden, die aus dem Rahmen billiger alltäglicher Schmeicheleien herausfielen.

Einst zeichnete sich bei einem Hofturnier, das zu Ehren der Königin gegeben wurde, der Herzog Villa Medina, der der spanischen Gesandtschaft angehörte, besonders aus. Als der Herzog den Preis der Königin erhielt, fragte ihn diese — dem Brauche der damaligen Zeit entsprechend — nach dem Namen der Dame, für die er gekämpft hatte. Der Herzog, der am Hofe ob seiner sprichwörtlichen Ritterlichkeit geschätzt wurde, schien über diese Frage überrascht und ein wenig betroffen.

„Ich trage die rote Rose zu Ehren der Dame meines Herzens", sagte er endlich, aber ich wage nicht, Euer Majestät den Namen zu nennen."

Als die Königin, die nun erst recht neugierig geworden war, in ihn drang, bat er sie, ihr am Tage seiner Entlassung das Bild seiner Dame senden zu dürfen. Die Königin, der ja bekannt war, daß Herzog Villa Medina in wenigen Tagen seinen Gesandtschaftsposten verlassen sollte, um in seiner Heimat einen für ihn ehrenvollen Auftrag zu übernehmen, sagte zu. Nur eine Bedingung hatte sie: das Bild müsse sehr ähnlich sein.

Als der Tag des Abschieds gekommen war, empfing die Königin den Herzog. Aber das versprochene Bild hatte er nicht bei sich. Er versprach der Königin, daß sie es am folgenden Tage, wenn er bereits mit dem Schiff das Land verlassen habe, erhalten würde.

Wie versprochen, erschien tags darauf bei der Königin ein Bote des Herzogs und überreichte Elisabeth ein versiegeltes Paket.

Hastig löste sie die Umhüllung, und heraus fiel — ein Spiegel. Sinnend blickte Königin Elisabeth auf das klare Kristallglas, das ihr das eigene Bild zeigte. Noch viele Jahre später pflegte sie zu sagen, dies sei die schönste Huldigung gewesen, die ihr je zuteil geworden sei.

Die holländische Regierung bat einst durch ihren Gesandten am preußischen Hof, Herrn von Ginkel, der König Friedrich Wilhelm I. möge der Universität Leiden den Professor Johann Gottlieb Heineccius aus Halle überlassen.

Heineccius war der berühmteste Rechtsgelehrte seiner Zeit, dessen Schriften ein Jahrhundert hindurch europäisches Ansehen genossen.

Mit einem Schreiben vom 7. Oktober 1737 ließ der König der holländischen Regierung antworten, daß er an sich mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen würde, den Generalstaaten seine freundschaftliche Gesinnung zu beweisen. Jedoch würde die „Leibesbeschaffenheit" von Heineccius, der nach dreijährigem Aufenthalt in Holland in preußische Dienste zurückgekehrt sei, das holländische Klima nicht vertragen. Wörtlich schloß der König sein Schreiben:

„Es ist kaum nötig, daß ich zu diesem Beweggrund noch den hinzufüge, daß es den Generalstaaten nie gefallen hat, mir einige große Flügelmänner zu überlassen, welche vielleicht einige große Gelehrte hätten aufwiegen können."

Torquato Tasso zeigte schon in seiner frühesten Jugend viel Liebe zur Philosophie und Dichtkunst. Darüber machte sich sein Vater große Sorgen. Er hatte Angst, daß diese Liebe zur Dichtung seinen Sohn von nützlicheren Studien allzusehr abhalten würde. Eines Tages reiste er daher nach Padua und machte seinem hier studierenden Sohn die bittersten Vorwürfe. Torquato hörte seinen Vater gelassen an, ohne daß er ein Wort zu seiner Rechtfertigung sagte.

„Was hilft dir denn all deine Philosophie, worauf du so stolz tust", rief der Vater hitzig aus. „Was hilft sie dir?"

„Sie hat mich gelehrt", erwiderte Torquato Tasso, „die Härte Ihrer Vorwürfe mit Geduld zu ertragen."